



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2014

---

## **Inglin und der offene Eigensinn. Über das Schweizer Grenzbewusstsein**

Kohler, Georg

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-101912>

Newspaper Article

Originally published at:

Kohler, Georg. Inglin und der offene Eigensinn. Über das Schweizer Grenzbewusstsein. In: Neue Zürcher Zeitung, 171, 26 July 2014, 55.

# Inglin und der offene Eigensinn

*Über das Schweizer Grenzbewusstsein. Von Georg Kohler*

Ohne Grenzen wäre alles nichts und das Reden darüber erst recht. Kurz: *Dass* es Grenzen braucht, steht so fest wie die Tatsache, dass eins und eins zwei ergibt. Aber leider (oder Gott sei dank, je nachdem): Dies Feststehen selbst gilt gerade nicht für die Grenzen im Einzelnen; jedenfalls nicht für die allermeisten von ihnen.

Grenzen sind unabdingbar, aber sie sind nichts Fixes. Und: Sie laden uns jederzeit dazu ein, sie zu verändern. Denn sie sind – per definitionem – der Ort, wo das Unterschiedene sich begegnet. Und wo dieses geschieht, da ist sofort auch der Wunsch, der Trieb, die Versuchung, das Interesse, die Möglichkeit da, das Getrennte zu verbinden, die Grenze zu überspringen, die Definition infrage zu stellen.

## Trennung und Austausch

Womit ich erklären kann, was die gegenwärtige Aktualität des Grenzthemas ausmacht: Natürlich ist es dieser moderne Zivilisationsprozess, dem wir den Allerweltsnamen der «Globalisierung» gegeben haben. Er entbindet, verbindet, durchstösst Kulturen, stösst an Ländergrenzen usw. und macht so auf jede erdenkliche Weise sichtbar, dass Grenzen so fluide, trügerisch und so lebenserhaltend wie tödlich sein können.

Allerdings möchte ich nun nicht pathetisch, sondern kulinarisch werden, weshalb sogleich an die Tatsache erinnert werden soll, dass sich historische Trennungen und Grenzüberschreitungen oft auch in den Küchen und im Speiseplan der Menschen niederschlagen; man denke nur an den Röstigraben.

Die Durchlässigkeit und osmotische Funktion von Diätgrenzen zeigt sich im Gegenzug zu Wurst- und Röstiklärten am transalpinen Vormarsch von Dönerbuden, Pizzarestaurants und Griechenbeiseln; und am Bedeutungsgewinn fremder Gemüsesorten: Auberginen, Fenchel und Zucchini, auch Ananas im Sandwich (Toast Hawaii), all dies sind Errungenschaften der deutschsprachigen Küche, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit Arbeitsmigranten aus dem Süden und aus der amerikanischen Populärkultur, in die Ethnien der Kartoffeleesser eingebrochen sind. Grenzen sind da, um verschoben zu werden, aber sie sind ebenso Membrane des Austauschs; sie vermitteln stets nach beiden Richtungen, weshalb inzwischen eben auch ein Rezept für Auberginen in (urdeutscher) weisser Sauce existiert.

Die Mobilmachung (die mobil gemachte Welt) der Moderne benutzt Grenzen, um sie zur Disposition zu stellen. Dass dies auch Klammereffekte und Totstellreflexe auslöst, ist nicht schwer zu verstehen. Wir wissen zwar, dass sich alles ändern kann, aber auch, dass dies nicht alles zur gleichen Zeit geschehen darf, wenn man nicht buchstäblich verrückt (ver-rückt) werden soll. Wem der Boden (oder Teppich) unter den Füßen weggezogen wird, der wird im Stürzen panisch und versucht alles (und sich an allem) festzuhalten, was nur irgendwie Halt verspricht.

Ich möchte nun nicht behaupten, das sei der perfekte Übergang zur Frage, wie die Kollektivseele der Schweiz mit dem Problem der Grenze umgehe. Wäre das so, wären wir also ein Volk von ängstlich-aggressiven Grenzwächtern, dann wäre unerklärlich, weshalb die Schweiz alles andere als eine Verliererin im Globalisierungsgeschehen ist. Dass aber die geografischen und mehr noch die kulturellen Grenzen des Landes und deren Bewahrung einen zentralen Platz im Gemütshaushalt der eidgenössischen Psyche besetzen, das ist so evident wie leicht erklärbar. Es hängt mit der Tradition des helvetischen Selbstverständnisses zusammen, und dieses wiederum hat das Land institutionell und in seiner Mentalität geprägt: «Wir sind zwar klein, und darum kennen wir unsere Grenzen! Aber was wir sind, das sind wir! Und wehe dem, der unsere geistigen, wirtschaftlichen (um nicht zu sagen bankwirtschaftlichen), souveränitätspolitischen usw. Eigenheiten nicht respektiert!» – Er muss ausgeschlossen werden (meint wenigstens das bekanntlich wenig differenzierungsfreudige kollektive Unbewusste).

Allerdings: Diese Haltung und die Reaktionen, die sie auslöst, haben ihre gar nicht so schlechten Ursachen, die man zuallererst aus dem Horizont der «longue durée» erläutern sollte. Freilich schreibe ich hier keine Schweizer Geschichte, weshalb ich mich auf eine kleine, bald achtzigjährige landestopografische Reminiszenz beschränken möchte. 1928 formuliert der (bedeutende) Schriftsteller Meinrad Inglin ein wuchtiges «Lob der Heimat», das heute, sofern man nicht gerade Mitglied der Auns ist, nur noch amüsiert zur Kenntnis genommen werden kann:

«Erinnern wir uns [. . .], dass wir die Heimat im Geheimnis der Einheit von Natur und Volk gegründet [haben], die Landschaften Schicksal nannten und als wahre Eingeborene jene bezeichneten, die dem Schicksal ihrer Landschaft eingeboren sind. Der grossen schweizerischen Landschaft [. . .]. Von hohen Gipfeln aus ist sie fast zu überschauen, aber wem sie auch nie als Ganzes vor Augen lag, dem wird sie sich [. . .] vor der inneren Anschauung zum Ganzen schliessen. Sie ist da, allen Sinnen nahe, doch unbegreiflich, eine bestürzende Wirklichkeit, Urlandschaft noch heute wie vor tausend Jahren.»

Die grosse schweizerische Landschaft ist ein überschaubar kleines, in sich geschlossenes, uraltes und unveränderliches Ganzes, das in der Tiefe das Geheimnis der wahren Eingeborenheit der in ihr siedelnden Eingeborenen hütet, eine natürliche Mutter jener Abstammungsgemeinschaft, die man auch als die schweizerische Nation definieren darf usw.

Was Inglin vorträgt, ist rasch erkennbar als ein helvetischer Blut-und-Boden-Mythos; gutmütig zwar, aber das Volk der Alpen und dessen unverbrüchlich fest umgrenzte Einheit, die hier entworfen werden, passen unzweifelhaft schlecht zu den zivilisatorischen Effekten der Moderne: der Verstädterung, den urbanen Entwurzelungen, den unvermeidlichen Brüchen mit der Tradition einer

agraren Kultur; und noch viel weniger entspricht es den Erfahrungen aus der gegenwartstypischen Fusion aller möglichen Stile, den Anomien und den Orientierungsverlusten, die die Epoche der Globalisierung mit sich bringt.

Die Inglinische Idee vom indigenen Bergvolk, so sehr sie auch dem Repertoire des 18. und 19. Jahrhunderts entstammen mag, ist immer noch wohnhaft in den Kellerräumen und unterirdischen Vorratsspeichern der schweizerischen Mentalität; und aktiv bei jenen nationalkonservativen Bevölkerungsteilen, die je nach Abstimmung dreissig bis fünfzig Prozent des direktdemokratischen Souveräns ausmachen. Natürlich, das Vokabular ist oberflächlich erneuert. Dennoch ist es vor allem durch Gedanken der Unterscheidung und der Abschlüssung inspiriert. Man ist «Sonderfall» und stets «anders» gewesen; ein für alle Mal belehrt vom Bruder Klaus, der die räumliche Bescheidung gepredigt hat («Macht den Zaun nicht zu weit!»), und nach wie vor getreu dem alten Eidgenossengeist, der Abstinenz jenseits der eigenen Äcker verlangt, jedoch Autonomie innerhalb des Landes verspricht – «Keine fremden Richter!». Und darum ist widerlich, schlecht, unschweizerisch und ergo zu meiden, was irgendwie nach «Reich» und «Postnationalität» aussieht . . . EU, Nato, Uno, Europäischer Gerichtshof: All dies ist ansteckend diffus und fürs wahre Schweizersein gefährlich.

Ja, es stimmt: Die Gegenwart ist gefährlich, denn im Rahmen der EU, der supranationalen Gerichte, sogar des OECD-Rates (man denke an den Streit ums Bankgeheimnis) ist unsere direkte Demokratie von Zwängen betroffen, die ihre Spielräume empfindlich einschränken. Es stimmt: Die Nato und die helvetische Neutralität passen wirklich nicht gut zusammen – wobei ohne Erstere die Letztere während des Kalten Krieges nicht überlebt hätte. Es stimmt: Die Immigranten aus den benachbarten Staaten erhöhen die Schärfe der hiesigen Konkurrenz um Arbeitsplätze und Wohnräume – obschon wir ohne diese Menschen nicht mehr so stolz auf unseren Spitzenplatz in der Rangliste der reichen Länder sein könnten. Und ja, es stimmt: Der eidgenössische Eigensinn, er ist es, der – auch – erklärt, wie es möglich geworden ist, dass mitten im ständigen territorialen Wandel der europäischen Staatenwelt das Kerngebiet der Schweiz eine einzigartige, fast tausendjährige Kontinuität besitzt.

Doch dies zuzugeben genügt nicht, um vergessen zu machen, dass der anhaltende Erfolg der Schweizer und der Schweiz nicht mit dem Rückzug, sondern mit dem Aufbruch und mit der Fähigkeit zu tun hatte, Grenzen ebenso zu überwinden wie sie als Membrane des unaufhörlichen Austauschs von Gütern und Gedanken, von Ein- und Auswanderung und des steten Lernens zu hüten. Als Mittel eines Prozesses, der so fordernd wie bereichernd und erneuernd ist.

## Beharrung und Neuerfindung

Und jetzt müsste ich noch einmal mit einer sehr langen Schweizer Geschichte anfangen, um das Gesagte zu belegen. Diese Geschichte würde beinahe alles berühren, was die Schweiz interessant und bewundernswert sein lässt; anfangen bei ihrer Industrie, ihrer Innovationsfähigkeit, den erstaunlichen künstlerischen Leistungen des kleinen Landes bis hin zu seiner politischen Kultur der breiten Lagerung gleichwohl funktionierender Re-

gierungsmacht. Viel zu viel also wäre zu besprechen, um nicht sofort damit aufhören zu müssen. Aber all dies würde beweisen, dass in der Schweiz immer wieder verstanden worden ist, dass Grenzen keine undurchlässigen Gefängnismauern sind, sondern die Ermöglichung jenes fundamentalen Stoffwechsels, der das Lebendige vom Toten trennt.

Wer die Historie der Schweiz und ihre Identität studiert, entdeckt, dass das Land seinen besonderen Ort in der Welt aus der Dialektik bezogen hat, mit der es beweglich zwischen Beharrung und Neuerfindung auf die ewige Ambivalenz der Grenze und ihrer Setzungen zu reagieren wusste. Es ist darum anzunehmen, dass es auch die neueste Runde in diesem langen Spiel zu bestehen vermag: wenn es, wie stets in seiner langen Geschichte, Eigensinn mit Selbstüberschreitung kombiniert – in eigensinniger Offenheit und mit offenem Eigensinn.

---

Prof. Dr. **Georg Kohler** ist Emeritus für politische Philosophie an der Universität Zürich. 2010 erschien bei NZZ-Libro sein Essay «Bürger-tugend und Willensnation. Über den Gemeinsinn und die Schweiz».